



Eine bessere Warn-App gegen Corona

FAZ 25.10.20

Von Morten Freidel

Zwei Dinge sind in dieser Woche klargeworden: Die Zahl der Corona-Infektionen ist explodiert. Und die App ist, um es mit den Worten von Ministerpräsident Markus Söder zu sagen, ein zahnlöser Tiger. Nur sechzig Prozent der Nutzer tragen in das Programm ein, wenn sie positiv auf das Virus getestet wurden. Die anderen lassen sich warnen, aber warnen selbst keinen. So dringen kaum Informationen an irgendjemanden durch. Corona-Tarn-App.

Beide Erkenntnisse hängen zusammen. Erst seit sich das Virus in Deutschland wieder ausbreitet, kann die App zeigen, was sie bringt, oder eben: nicht bringt. Dass es so kommen würde, sollte allerdings niemanden überraschen. Seit Monaten war absehbar, wie weichgespült die Anwendung sein würde. Zwar haben die deutschen IT-Giganten Telekom und SAP sie mit großem Aufwand programmiert. Während andere Länder eine App nach der anderen rausballeten, ließ sich Deutschland Zeit. Gründlichkeit vor Schnelligkeit. Millionen flossen, und als die App endlich fertig war, verglich Kanzleramtsminister Helge Braun sie in einer überdrehten Pressekonferenz mit der Mondlandung.

Aber die Datenschützer hatten dafür gesorgt, dass sie entschärft wird. In der App mag so viel Technik stecken wie in einer Raumkapsel, ihr fehlt allerdings das Navigationssystem. Denn den Standort soll sie nicht festhalten. Es weiß also niemand, wo er sich angesteckt hat, weder der Nutzer noch die Gesundheitsämter. Für die wäre dieses Wissen eine große Hilfe, um die Seuche einzudämmen.

Und es bleibt vollständig dem Nutzer überlassen, was er tut, wenn er positiv auf das Coronavirus getestet wird. Er kann es in die App eingeben oder nicht. Er kann andere warnen, oder mit den Achseln zucken.

Jetzt rächt sich das. Und nun begreifen das vielleicht selbst diejenigen, die wochenlang vom Überwachungsstaat phantasiert haben. Wer die App hat und viel unterwegs ist, dem kann es passieren, dass sie ihm eine Begegnung „mit niedrigem Risiko“ anzeigt. Wo war das? In der Bahn? Im Restaurant um die Ecke? Die Antworten auf diese Fragen sind in einer Pandemie von größter Wichtigkeit für jeden Einzelnen. Wer erfährt, dass er beim Italiener seiner Wahl nur zweimal knapp einer Ansteckung entgangen ist, der wird erst einmal auf den Besuch verzichten. Wer weiß, dass die meisten Risikokontakte in der Bahn stattfinden, nimmt in Zukunft das Fahrrad, um zur Arbeit zu fahren.

Davon erfahren die Bürger aber bisher nichts. Kein Wunder, dass jetzt viele fordern, die App solle nachgerüstet werden, sogar einige Datenschützer. Es wäre einfach. Man könnte die App so umbauen, dass sie auch den Ort einer Begegnung mit einem Infizierten festhält. Sollten Google und Apple das ablehnen, programmiert man eben eine neue, die nur den Standort der vergangenen Tage aufzeichnet. Dafür braucht man keine Raketenwissenschaftler, schon gar nicht Millionen Euro. Wer sich ansteckt, könnte die Daten freiwillig an das Gesundheitsamt übermitteln. So läuft es zum Beispiel in Island.

Die meisten Deutschen wissen schon lange, dass sie für funktionierende Apps mit ihren Daten bezahlen müssen. Wer Google Maps öffnet, dessen Bewegungen werden aufgezeichnet, wie auch die aller anderen Nutzer. Dafür ist keine Stauwarnung so präzise wie die von Google. Jeder Nutzer, der zusätzlich noch ein E-Mail-Konto bei dem Unternehmen hat, verrät ihm außerdem seinen Namen. Google weiß also: Herr Roßkamp war um 13.21 Uhr bei der Metzgerei im Viertel, ab 14 Uhr wieder im Büro. Wahrscheinlich in der Mittagspause. Das hält Millionen Deutsche nicht davon ab, jeden Tag Google Maps zu benutzen. Im Vergleich dazu wäre eine Corona-App, die den Ort einer Begegnung mit einem Infizierten anonym aufzeichnet, ein Witz.

Wenn es allerdings der Staat ist, der diese Daten sammelt, geht das Gejammer los. Selbst wenn es darum geht, Leben zu retten. Selbst wenn strengste Regeln für das Sammeln persönlicher Daten gelten. Und selbst wenn diese Daten dazu dienen sollen, Freiheiten zu erhalten, statt sie zu beschränken.

Genau darum geht es bei der Corona-App. Sie ist kein Unterdrückungsinstrument, sondern ein Türöffner. Wenn sich das Virus weiter ausbreitet, zögert eine funktionierende App den Lockdown hinaus. Sie macht es möglich, dass sich Fremde im Restaurant begegnen können, dass sie weiter in Zügen verreisen und in Konferenzen zusammensitzen können. Denn nur die App kann Kontaktpersonen warnen, die sich nicht kennen.

Das sollten sich alle Gegner des Programms klarmachen, die so vehement auf ihre Freiheiten pochen. Am Ende verhält es sich mit der Nutzung der App wie mit jeder anderen freiwilligen Absprache: Sie funktioniert, solange sich viele dran halten. Wenn nicht genug Leute die App laden, braucht es strengere Regeln. Das geht natürlich auch. Es bedeutet aber weniger Freiheit.